

Lia Habel




Roman

Aus dem Englischen
von Diana Bürgel

Piper München Zürich

Entdecke die Welt der Piper Fantasy:

 Piper-Fantasy.de

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2011
unter dem Titel »Dearly, Departed« bei Doubleday, New York.



ISBN 978-3-492-70219-5

© Piper Verlag GmbH, München 2011

Satz: Satz für Satz. Barbara Reischmann, Leutkirch

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany



»Die bringen Unglück, weißt du«, war Tante Genes Kommentar zu meiner Pfauenfeder, nachdem wir eine strahlende Pamela in der Stadt abgesetzt hatten. Den ganzen Tag über hatte ich keine Möglichkeit gehabt, allein mit ihr zu sprechen.

Na, wenn das kein Unglück war.

Abends lag ich im Nachthemd auf dem Bett meines Vaters und strich mit der Feder unter meiner Nase entlang. Die Lampen brannten und wieder war ich allein. Meine Tante war auf einen weiteren Ball gegangen und Matilda hatte sich den Abend regulär freigezogen, um sich mit ihrem aktuellen Verehrer zu treffen.

Ich schloss die Augen. Tante Gene war gestern erst sehr spät in

der Nacht nach Hause gekommen und ich überlegte, ob ich mir nicht einfach ein paar Decken holen und im Arbeitszimmer meines Vaters schlafen sollte. Umgeben von seinen Besitztümern. Inmitten all der Bücher und Dinge, die ihm so viel bedeutet hatten. Ich sollte wohl besser aufstehen und es einfach tun, bevor ich hier einschlief. Den ganzen Tag lang waren wir von einem Haus zum nächsten kutschiert worden, wo wir dann lächeln, langweilige Hunde und Babys bewundern und allgemein gute Miene zu allem machen mussten. Ich war erschöpft. Diese falsche Schlange von Tante würde mich nie wieder in eine Kutsche locken.

Grummelnd rollte ich mich herum, stand auf und ging in den Flur hinaus, wo ich Bettwäsche aus einem der großen Wandschränke holte. Ich betrat das Zimmer meines Vaters und warf die Bettwäsche in einem Haufen auf seinen Schreibtisch, um beide Hände für das Auffalten und Auslegen frei zu haben. Während ich das Bett bezog, wanderten meine Gedanken zu Pam. Irgendwie musste ich es wiedergutmachen. Ich wollte sie nicht anrufen oder ihr eine Nachricht schreiben, sondern mich persönlich entschuldigen. Vielleicht wäre ein Ausflug in die Eisdiele morgen eine gute Idee, weit weg von Tante Gene. Ich wollte ihr mein Herz ausschütten und ich wollte, dass sie mir ihres ausschüttete. Ich würde sie um Verzeihung bitten und alles wieder ins Lot bringen.

Sie war fröhlich gewesen, als wir sie zu Hause abgesetzt hatten, aber ich hatte trotzdem das Gefühl, etwas wiedergutmachen zu müssen.

Trauer war eine Sache. Rücksichtslosigkeit eine andere.

Als ich die letzte Decke vom Schreibtisch zog, fiel mein Blick auf den Holografie-Projektor meines Vaters.

Ich legte die Decke beiseite und setzte mich auf die Tischkante. Dann wischte ich den Staub von den Linsen und polierte sie mit einem fleckigen grünen Tintenlösch Tuch. Der Projektor war groß und hatte eine hohe Auflösung, sah ansonsten aber genauso aus wie der kleine Messingprojektor, der oben in meinem noch unausgepackten Koffer lag. Pamela hasste das Ding. Viele glückliche Stunden lang hatte ich mir mit meinem Vater Dokumentationen und Kriegshologramme angeschaut. Besonders oft hatten

wir uns die »Ausführliche Geschichte Neuviktorias« angesehen. Wie oft hatte ich gebettelt, damit er mir besonders die detaillierten Schlachtszenen zeigte! Mindestens genauso oft, wie ich darum gebettelt hatte, mir das »Dschungelbuch« vorzulesen. Als Erinnerung an diese guten alten Zeiten schaltete ich den Projektor an und legte die entsprechende Aufnahme ein.

»Hallo, Miss Dearly«, sagte die weibliche Stimme des Projektors, der meinen Chip las und mich so erkannte. »Aufnahme starten. Maßstab 1:1.«

Natürlich wusste ich, dass die Männer, die um mich herum auftauchten, nicht wirklich waren. Das Licht der Lampen ließ sie sogar noch unwirklicher erscheinen, sie waren flüchtiger als üblich. Aber die guten Manieren, die meine Mutter mir eingetrichtert hatte, hielten mich davon ab, einfach durch sie hindurchzugehen. »Spiel nicht mit den Hologrammen, Liebes. Das ärgert die anderen Leute und es stört die Illusion.«

Also hielt ich mich abseits, als Jeremiah seine Männer zur Rebellion aufrief, und blieb am Rand der virtuellen Gruppe stehen. Ich löschte eine Lampe nach der anderen und die Farben des Hologramms wurden intensiver.

»Sie werden eure Arbeitsplätze an Maschinen verteilen, Gentlemen!«, brüllte Reed.

»Vorspulen«, sagte ich, »300 Sekunden.«

»Bestätigt«, erklärte mir die weibliche Stimme.

Das Hologramm wurde vorgespult, eine Lichterflut tanzte über die Wände des Zimmers. Ein Wirbel und eine plötzliche grell kreischende Explosion katapultierten mich mitten in eine Schlacht. Die Punks kämpften verbissen um einige Kilometer Land gegen die rotberockte neuviktorianische Armee. Diesen Teil des Hologramms hatte ich mir schon oft angeschaut und er hatte mich jedes Mal verzaubert, so verstörend das auch klingen mochte.

Während der Erzähler über Taktiken und geographische Gegebenheiten schwadronierte, versuchte ich, mich am Rand zu halten, aber der Kampf tobte überall. Meine Füße versanken in den Leibern sterbender Männer, Kugeln zischten durch meine Brust. Schließlich beschloss ich, einfach in der Mitte stehen zu bleiben,

inmitten des Gebrülls und der Gewalt. Ich fand es nicht erschreckend. Ich fand es aufregend.

Diese Menschen mussten vielleicht sterben, doch wenigstens hatten sie richtig gelebt.

»Wiedergabe starten!«, rief ich. »Zweiunddreißigfache Geschwindigkeit!«

Ich ließ zu, dass die Eiszeit mich in ihrem Weiß begrub. Knie-tief stand ich in der Lava des Yellowstone und ließ die schillernde Asche, die die Sonne verfinstern sollte, auf mein Gesicht herabregnen, ohne dass sie es jemals berührte. Die Pfeile, welche die Routen der Völkerwanderungen anzeigten, flogen über meine Taille. So etwas hatte ich noch nie getan. Es war beeindruckend.

Für eine Weile konnte ich mich selbst vergessen.

»Zurück zu Punkt fünf!«

Und dann explodierten wieder Bomben und neuviktorianische Soldaten marschierten über mich hinweg. Ich schloss die Augen und lauschte dem Stampfen ihrer Füße, ihren Manöverrufen, dem Gewehrfeuer. Ich rezitierte den Bericht dazu aus dem Gedächtnis.

Es war jetzt ein Jahr und zwei Tage vergangen und ich ehrte das Andenken meines Vaters, indem ich tat, was wir beide oft gemeinsam getan hatten, und dabei lächelte. Ganz leicht.

Plötzlich hörte ich Schüsse, welche die Stimme des Erzählers nur schwach übertönten.

Sie kamen nicht aus der Aufnahme.

Ich riss die Augen auf. Zuerst sah ich gar nichts, das Licht des Hologramms hüllte mich noch immer ein. »Wiedergabe anhalten«, sagte ich. Plötzlich herrschte eine alles verschlingende Finsternis im Zimmer. Ich lauschte.

Ich konnte deutlich Geräusche von draußen hören. Stimmen, das Knirschen von Kies.

Mit wild klopfendem Herzen schlich ich wie schon in der Nacht zuvor zum Fenster hinüber. Sobald ich es erreicht hatte, verstummten die Geräusche.

Aber ich war mir sicher, etwas gehört zu haben.

Ich hielt den Atem an und wappnete mich. Ich hatte mich nie für einen Feigling gehalten und jetzt musste ich es beweisen. Ich

würde zur Sicherheit nachsehen, genau wie gestern Nacht. Gestern war da nichts gewesen und heute würde da auch nichts sein. Höchstens ein paar kleine Jungs, die draußen im Dunkeln spielten.

Ich teilte die Vorhänge.

Das Gesicht eines Skeletts starrte mich an, geschwärzte Augen rollten in ihren Höhlen, die kein Fleisch mehr zu bedecken schien.

Es grinste.

Seine Faust krachte durch die Fensterscheibe. Ich schrie und taumelte zurück. Dann schien die ganze Welt zu explodieren und sich in einer Flut aus Scherben und weiteren ... *Leichen* ... in das Arbeitszimmer meines Vaters zu ergießen.

Es gab nur dieses Wort für das, was ich sah.

Sie sprangen, rutschten oder zogen sich hinein. Es waren Menschen. Zumindest sahen sie so aus, allerdings sahen sie auch aus, als seien sie schon seit Monaten oder gar Jahren tot. Sie befanden sich in allen Stadien der Verwesung, das Fleisch hing schlaff von ihren Gliedern, an manchen Stellen lagen die Knochen frei und manchen fehlten auch ein paar Körperteile. Einige von ihnen trugen verblasste graue Uniformen mit etlichen Rangabzeichen. Aber verständlicherweise wartete ich nicht lang genug, um herauszufinden, wer genau sie waren.

Ich rannte aus dem Zimmer und schlug die Tür hinter mir zu. Ohne den Hauptschlüssel konnte ich sie jedoch nicht abschließen. Von der anderen Seite der Tür konnte ich hören, wie noch mehr dieser Kreaturen hereinströmten und dabei redeten und lachten.

»Schon gut, Miss Dearly. Wir wollen Ihnen nichts tun«, rief einer von ihnen laut. Seine Stimme knarrte, als müsse er Luft aus Lungen pressen, die bereits in sich zusammengesunken waren. Die Stimmen der anderen waren leise und entstellt. Ein paar von ihnen schienen überhaupt nicht sprechen zu können, sondern knurrten und ächzten nur.

»Unser Kommandant wäre gar nicht begeistert, wenn wir ihm diesen Spaß verderben würden.«

Ich rannte los.

Hätte mein Herz Füße besessen, wäre es vor mir im oberen

Stock angekommen. Auf der letzten Stufe hielt ich für den Bruchteil einer Sekunde inne und überlegte, wohin ich laufen sollte. Mein Atem ging stoßweise und brannte in meiner Brust. Dads Schlafzimmer, riet mir mein Verstand. *Besorg dir eine Waffe.*

Danke, Verstand.

Als ich mich umwandte, um den Flur zu durchqueren, sah ich, dass sie bereits am Fuß der Treppe angekommen waren. Mein Gott, sie waren schnell. Aber sie wirkten merkwürdig unkoordiniert. Je schneller sie rannten, umso stärker schwankten sie hin und her. Einer überholte die anderen allerdings, indem er sich am hölzernen Treppengeländer emporhangelte wie ein durchgedrehter, tollwütiger Affe. Sein Blick bohrte sich in meinen. Es war der, den ich zuerst gesehen hatte. Vielleicht ihr Anführer?

Egal. Waffe.

Ich rannte den Flur hinunter, erreichte das Schlafzimmer meines Vaters und verriegelte die Tür hinter mir. Dann ließ ich mich auf die Knie fallen und tastete im Staub und in der Dunkelheit unter dem Bett herum. Dort hatte er immer den Schlüssel zu seinem Waffenschrank aufbewahrt, oder ... o Gott, hatte ihn jemand weggenommen?

Ich hörte, wie die Kreaturen sich gegen die Tür warfen und vor Wut aufschrien, als sie sie verschlossen fanden.

Bitte, bitte ...

Meine Finger berührten klirrendes Metall und ich zog die Schlüssel hervor. Tastend suchte ich den Weg zum Waffenschrank und schaffte es, ihn zu öffnen. Ich griff nach einer Schrotflinte, da ich wusste, dass die Patronen dafür in einer Metallbüchse direkt unter dem Gewehr lagerten. Mit zitternden Fingern versuchte ich, sie zu laden.

Sie wollten die Tür aufbrechen. In gleichmäßigem Rhythmus warfen sie sich dagegen und das Holz bebte schon in den Angeln.

Endlich war die Waffe geladen und ich ließ sie zuschnappen. Ich stopfte mir die Tasche meines Nachthemds mit weiteren Patronen voll, dann zwang ich mich zum Ausatmen und sah mich um. Ich konnte von hier aus auch das Badezimmer meines Vaters betreten, aber dort würde ich in der Falle sitzen. Große Glastüren führten

auf den Balkon, allerdings müsste ich springen, um den Boden zu erreichen ...

... oder über das Rosenspalier aufs Dach klettern.

Mit diesem Plan huschte ich zu den Balkontüren hinüber und riss sie auf. Das Schlafzimmer meines Vaters lag genau über seinem Studierzimmer und ich konnte auf dem Rasen unter mir noch mehr Kreaturen sehen, die durch die Fenster hereinströmten. Wie viele waren es nur? Nein, nach unten war keine Alternative.

Ich hängte mir das Gewehr über die Schulter und begann, an dem Spalier hinaufzuklettern, das eine Seite des Hauses bedeckte. Rosen schlangen sich darum und ihre Dornen bohrten sich in meine Haut und rissen an meinem Nachthemd. Blutstropfen quollen aus meinen Fingern.

Als ich die Hälfte der Strecke hinter mich gebracht hatte, hörte ich die Tür splintern und die Monster stimmten ein Triumphgeheul an. Schon waren sie draußen auf dem Balkon. Einer von ihnen packte mein Nachthemd und hielt es in seiner knöchernen Faust. Ich schnappte nach Luft und verlor einige Zentimeter an Höhe und einen meiner Hausschuhe, als er zu zerren begann. Ich wagte einen Blick hinunter und sah, dass er die Zähne – oder jedenfalls das, was davon übrig war – gebleckt hatte, während er mich hinabzog. Ein anderer schwang sich direkt neben ihm hinauf und leckte mit seiner grauen Zunge über einen dunklen Fleck auf einer der Gitterstreben.

Er trank mein Blut.

Entsetzt trat ich den, der mich noch immer festhielt, gegen den Kopf. Überraschenderweise ließ er los und ich kämpfte mich weiter nach oben. Sobald ich mit den Fingern die Dachkante erreichen konnte, zog ich mich hinauf. Die Monster heulten vor Wut.

Als ich die Dachkante endlich überwunden hatte, rollte ich herum und schoss einem der Kerle zwei Kugeln direkt in den Bauch. Er fiel vom Spalier und krachte auf die Eisenbrüstung des Balkons, fing sich dann aber wieder und richtete sich auf. Nach einer kurzen Pause griff er wieder nach den Spalierstreben.

Wie betäubt starrte ich hinunter. Er hätte tot sein müssen.

»Nooooora!«, rief ihr Anführer mir zu.

Ich lud nach und begann dann, gegen das Spalier zu treten, um es von der Hauswand zu lösen. Ich traute mich nicht, die Waffe loszulassen und auch die Hände einzusetzen. Aber trotz aller Anstrengung kamen erst zwei, dann drei, dann vier von ihnen mir gefährlich nahe.

»Komm schon!«, schrie ich. Ihr Gewicht und meine Tritte mussten das Spalier doch lösen. Warum fiel es denn nicht herunter?

Da entdeckte ich, dass ihr Anführer bereits auf dem Dach stand. Er hatte sich an der verzierten Traufe emporgezogen. Er grinste und sagte: »Willst du nicht mit uns kommen? Du wärst sicher das beliebteste Mädchen auf der Party.«

Ich sprang auf die Füße und zielte mit dem Gewehr auf ihn, wobei ich mich gegen die Neigung des Daches lehnte. Unter uns krochen immer mehr Leichen am Spalier hinauf, eine sich windende Masse krabbelnder Ungeheuer, die die Arme nach mir ausstreckten, meinen Namen kreischten und schon fast wieder den Saum meines Nachthemdes packen konnten. Derjenige, der mein Blut gekostet hatte, war völlig außer sich, er geiferte wie ein tollwütiger Hund.

Aber das Monster vor mir musste zuerst weg.

Irgendwie gelang es mir, den Abzug durchzudrücken, obwohl meine Finger glitschig waren von Schweiß und Blut. Der erste Schuss schleuderte ihn ein Stück zurück, der zweite riss ihm ein Stück des Oberarms ab, wobei ein schwarzes Sekret herausspritzte. Aber er fiel nicht. Er schrie noch nicht einmal auf vor Schmerz.

Stattdessen lachte er.

»Warum stirbst du nicht?«, kreischte ich. Es war ein Schrei puren Entsetzens, eine panische Stimme, die ich nicht mehr als meine eigene erkannte.

»Oh«, entgegnete er und kam noch einen Schritt auf mich zu. »Ich denke, du hast bereits erraten, warum nicht.«

Und dann wurde ich von hinten gepackt und vom Schein elektrischer Leuchten geblendet. Ich schrie auf und versuchte, mich loszureißen. Es gelang mir nicht, aber als ich den Kopf drehte, sah ich Männer in schwarzen Uniformen. Sie trugen Stoffmasken, an ihre Schultern waren leuchtend rote Signallichter geheftet. Über-

all um mich herum und unter mir ertönten Schüsse. Einer der Soldaten zog ein schweres Sturmgewehr hervor und erledigte die Leiche vor mir mit einem gezielten Schuss in den Kopf. Ich sah den Körper vom Dach stürzen und hörte das Platschen, als er im Becken des Springbrunnens aufschlug.

War die Kavallerie eingetroffen?

Der Soldat, der mich noch immer festhielt, zog sich die Maske vom Kopf und ich blickte wieder in die milchig leeren Augen im Gesicht eines blassen jungen Mannes. Mit wachsendem Entsetzen erkannte ich, dass der Verrückte zurückgekommen war, um mich zu holen.

Der Soldat, der neben ihm stand, zog ebenfalls seine Maske aus und ich sah freiliegende Wangenknochen und eine leere, verknöcherte Augenhöhle.

O nein, o nein ...

Der mit den blinden Augen lächelte dünn. »Das hier tut mir leid. Vielleicht hören Sie das nächste Mal besser darauf, was ich Ihnen sage.«

Ein schwarzer Sack wurde über meinen Kopfgezogen. Ich schrie, roch die aufsteigende Galle in meinem eigenen Atem und verlor das Bewusstsein.